

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 26

Artikel: Aus den Zeiten der Leibeigenschaft
Autor: Leuzinger, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus den Zeiten der Leibeigenschaft.

Erzählung von R. Leuzinger in Tiflis.

Ende August vergangenen Jahres wurde in Moskau das Denkmal des Czar-Befreiers Alexander II. enthüllt. Für die Kulturentwicklung wird diese Feier stets von Bedeutung bleiben, denn während derselben erließ der jugendliche Kaiser Nikolaus sein Manifest, in welchem er den Zusammentritt einer allgemeinen europäischen Abrüstungskonferenz aller Kulturvölker vor schlägt. Für Rußland hat aber diese Feier eine ganz besondere Bedeutung gehabt, galt sie doch dem Befreier des russischen Volks von der Leibeigenschaft. Die Leibeigenschaft lastete bis zu dem unvergeßlichen 19. Februar 1861 schwer auf dem Volke und die, die dies nicht miterlebt, können sich kaum ein Bild davon machen. So will ich denn eine kleine Geschichte aus jenen schrecklichen Zeiten erzählen, die um so interessanter sein dürfte, als sie mir von der Heldin derselben selbst, auf einer kleinen Poststation im nördlichen Kaukasus, mitgeteilt wurde. Am Realgymnasium in Temin-Chan-Schura angestellt, machte ich jeden Sommer die Posttour dem nördlichen Abhang des Kaukasus entlang nach Wladikawkas, um von dort aus zivilisiertere Gegenden zu erreichen. Zwei Monate Ferien gaben ja die nötige Zeit hierzu. An diesem Nordabhang des Kaukasus liegen mehrere Kosakenhöfe. Die Kosaken wurden seinerzeit hier angesiedelt, um die wilden Bergbewohner etwas in Schach zu halten. Gines dieser Kosakenstanizen heißt Machanjurt und in der Poststation derselben machten wir gewöhnlich Halt, um uns mit Speise und Trank zu stärken, oder auch wohl zu übernachten. Dort hatte ich „Großmütterchen“ Marinka kennen gelernt. Sie war übrigens in der ganzen Staniza und weit herum in den Kosakenhöfen bekannt. Sie trug die Medaille „für Tapferkeit gegen die Tscherkesen“ und jedermann wußte, daß sie in ihrer Jugend nicht nur einen Tschetschenzen*) hingelegt hatte. Sie war auf diese Medaille nicht weniger stolz, als ihr unlängst verstorbener Mann Stepan auf seinen Georg**). Sie erzählte gern von den vergangenen unruhigen Zeiten, von Schamyl und dem Schrecken, den er verbreitete, von den Kämpfen der Kosaken und wie noch über den Flüssen Terek, Sundscha und Kuban die „grüne“ Fahne wehte. Großmütterchen Marinka war die personifizierte Geschichte der russischen Kämpfe mit den wilden Bergvölkern, aber außerdem war sie auch ein lebendiger Zeuge der schrecklichen Zeit der Leibeigenschaft. Es war eine herrliche Sommer-Mondnacht, wir hatten uns zum Übernachten in Machanjurt entschlossen und saßen vor der Thüre des kleinen Posthofes, unsern Thee trinkend. Vor uns lag das Dorf, und melancholische Kosakenlieder tönten zu uns herüber. Der Posthalter und Marinka leisteten uns Gesellschaft, da erzähle uns nun diese die Geschichte, wie sie „Kosakin geworden“. Der Ortsnamen und der Zeit erinnerte sie sich nicht, ihres hohen Alters wegen, doch wußte sie, daß sie aus dem „Saratow'schen“ stamme.

Ein Mädchen war ich und was für eins! — begann Marinka ihre Erzählung — wie Milch und Blut und außerdem mehr Feuer, wie Mädchen. Und viele Thränen vergossen

meine Eltern über diese meine Schönheit und mein Temperament; auch ich hatte viel darunter zu leiden. Ja, es kam so weit, daß sich meine Eltern an Gott mit der sündhaften Bitte wandten, er möge mich an den Pocken oder einer andern Krankheit erkranken lassen, damit ich meine Schönheit verliere. Es war eine üble Zeit damals, besonders für hübsche Mädchen. Was mußte man damals nicht alles erdulden, es ist unglaublich.

In unserem Dorfe lebte auch Stepan, ein hübscher Burische. Während des Getreide-Einsammelns auf den Feldern unseres Herrn hat er sich immer in meiner Nähe etwas zu schaffen gemacht; er gefiel mir auch ganz gut, und bald waren wir einig. Er schickte seine Brautwerberinnen, und es wurde abgemacht, daß, noch vor Beginn des Winters, die Erlaubnis zum Heiraten bei unserm Herrn geholt werden solle. Die Mutter weinte hierbei laut auf und meinte: „Diese Hochzeit wird nicht zustande kommen, ihr werdet sehen, daß der Herr Marinka nicht los läßt!“ Damals galt nämlich folgende Ordnung: der Herr ließ alle Bräute vor der Hochzeit zu sich kommen; denjenigen, die nicht hübsch waren, gab er seinen Segen zur Hochzeit, diejenigen aber, die ihm gefielen, reichte er in sein Hofgestübe ein, oder nahm sie einfach zu sich ins Haus. Die Mädchen wußten auch alle ganz gut, weshalb der Herr diese „Brautschau“ vornahm, wie viele sich dort das Leben nahmen.

So waren wir einst wieder auf den Feldern unseres Herrn beschäftigt, als ich auf einmal ein lebhaftes Flüstern unter meinen Mitarbeiterinnen vernahm. „Der Herr, der Herr mit seinen Gästinnen kehrt von der Jagd zurück.“ Bis dahin hatte ich unsern Herrn noch nie gesehen, ich wandte mich deshalb um und bemerkte nun zwei Herren zu Pferde, einen alten, der sich kaum zu Pferde halten konnte, und einen jüngeren, stolz auf seinem Araberpfersd sitzend, mit gelbem Gesicht und schwarzblauer Nase. Wir hielten alle in der Arbeit inne und verbeugten uns tief. Der ältere Herr ritt direkt auf mich zu und meinte: „Ich will vom Pferde herunter steigen!“ Schnell sprangen ein paar Arbeiter herbei und hoben ihn herunter. Er trat auf mich zu und schaute mich an, dabei roch es von ihm nach Wein und Schnaps. Ich konnte mich vor Schrecken kaum auf den Füßen halten. „Aha, sieh mal an,“ sprach er, wandte sich aber dann gleich zum andern und meinte: „Gib mir dieses Mädchen!“ So wußte ich nun, daß der mit der blauen Nase unser Herr war. „Was für ein Mädchen? ich will doch selbst mal sehen,“ sagte dieser und stieg nun ebenfalls vom Pferde. „Wessen Tochter bist du?“ frug er. Wie ich imstande war zu antworten, weiß ich selbst nicht mehr. Er wandte sich zu seinem Gaste und meinte: „Nein, lieber Freund, solch ein Mädchen behalte ich für mich selbst.“

„Du wolltest ja von mir eine Stute, nimm sie und gib mir das Mädchen,“ erwiderte seinerseits der Alte. Ich stand da und wußte nicht was machen: soll ich sprechen oder fliehen. „Bist du von Sinnen, nur eine Stute für solch ein Mädchen?“ „Ein Mädchen, wie alle andern,“ meinte wieder der Alte. „Was! ein Mädchen, wie die andern? Bist du blind?!“ — Dann wandte er sich an mich: „Komm her!“

Zitternd blickte ich zu Boden und rührte mich nicht.

*) Einer der gefährlichsten Volksstämme im Kaukasus.

***) Der Militärorden in Rußland; kann nur durch Tapferkeit im Kriege erworben werden.

„Hörst du!“ schrie er und schlug mich mit seiner Peitsche. „Ja, ja!“ sagte er höhnisch, „ein Mädchen wie die andern auch.“ Dann fingen sie etwas in einer fremden Sprache zu sprechen an und gingen weiter.

Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur, daß meine Mutter neben mir stand und Gebete sprach, wie bei einer Toten.

Am Abend kehrten wir vom Felde nach Haus zurück, und das allgemeine Gespräch im Dorfe war, daß es mit Marinka kein gutes Ende nehmen werde, daß die Bösewichte sie nicht mehr in Ruhe lassen werden. Später kam auch Stepan und, wie er erblickte, fing er an zu weinen wie ein Kind und zu beten, wo es mir doch so schon bitter genug ums Herz war. (Hierbei wischte sich Großmütterchen die Thränen aus den alten Augen.)

Auf diese Weise ging der Tag zu Ende, ebenso der zweite und der dritte. Am Abend des dritten Tages kam Stepan eilig herbeigelaufen, bleich und verstört brachte er die Nachricht: „Morgen führt man dich hinweg.“ Aergerlich antwortete ich ihm: „Aber du, laß es nicht zu.“

Alle schauten mich verwundert und erschrocken an, sie dachten wohl, ich sei aus Gram verrückt geworden, denn Widerstand war in ihren Augen Wahnsinn. Dies ärgerte mich aber noch mehr und zornig setzte ich fort: „Du liebst mich eben nicht, wenn du es zuläßt.“

Starr blickte mich Stepan an und, als dann wieder Leben in ihn kam, sprach er entschlossen: „Und ich werde es auch nicht zulassen! verderben, dann verderben!“

„Für mich ist es ein- und dasselbe, verderben oder zu unserm Herrn hingebacht zu werden,“ erwiderte ich.

„Nicht zu ihm sollst du, sondern zum andern, dem alten Lüstling. Dein Herr hat dich für ein Pferd verkauft,“ erzählte Stepan. „Desto schlimmer,“ war meine Antwort.

Es verging noch ein Tag, vielleicht auch zwei, da kamen sie an: Der Verwalter des Alten, der Verwalter unseres Herrn und einige leibeigene Bediente. Eine schreckliche Scene spielte sich nun ab. Gott habe meine Mutter selig. Sie stürzte sich auf den Verwalter und riß ihn am Barte, der wehrte sich nun und gab ihr einen solchen Hieb, daß sie tot hinfiel. (Und wiederum wischte Großmütterchen sich die Thränen aus den Augen und bekreuzigte sich.)

Dann warf sich das Gefinde auf mich, ich wehrte mich zwar, wurde aber schließlich doch gefesselt und in das bereitstehende Wägelchen geworfen. Dann ging es vorwärts. Vor dem Dorfe trennten sich die Verwalter. Unserer mit seinen Leuten kehrte in den Gutshof zurück, der andere mit seinen Leuten und mir zog weiter.

Die Fesseln thaten mir bei dem Fahren sehr weh, der Verwalter hatte auch schließlich Mitleid mit mir und band sie los. „Ach Mädel, Mädel,“ meinte er, „wenn ich dich so betrachte, dann erinnere ich mich an mein armes, armes Töchterchen, das mein Herr zu Grunde gerichtet hat, und jetzt wird es dir auch so gehen.“

„Aber Dunja hast du vergessen,“ meinte einer seiner Begleiter, „sie ist erst seit 30 Tagen kalt und heute schon ist die Reihe an Marinka!“

„Onkelchen, laß mich laufen, ich gehe ins Kloster und werde zu Gott für euch beten,“ hat ich.

„Ach, dummes Mädchen, was sprichst du da!“ schrie er mich an. Und so fuhr er weiter. Der Weg ging schließlich dem Ufer der Wolga entlang. Es war ein heißer Tag und die Sonne brannte auf uns; endlich wurde an einem Wäldchen Halt gemacht. Der Verwalter war sehr ermüdet und die andern ebenfalls. Sie legten sich ins Gras und schliefen auch bald ein. Mich zog es in den Wald, als wie mit einer unsichtbaren Kraft. Auf einmal höre ich, wie mich jemand ruft. Ich wende mich nach jener Richtung und erblicke — Stepan, einem wilden Tiere ähnlich. „Fürchte dich nicht,“ meinte er, „wir retten dich, jetzt geh aber zurück und laß dir nichts merken.“

Was nun in mir vorging, läßt sich das wohl in Worten aussprechen?

Die Pferde waren gefüttert und sollten nun wohl getränkt werden, es schliefen aber der Verwalter und seine Leute noch immer. Die Sonne stand schon ziemlich tief und vom Flusse her wehte ein kühler Wind. Endlich erwachte der Verwalter und befahl anzuspinnen. Der Verwalter meinte noch, wir müßten schneller fahren, um noch vor Nacht ans Ziel zu gelangen. Es ging denn auch eilig weiter, da plötzlich brach die Wagenachse. Alle wunderten sich und ich ebenfalls; was sollte das wohl für eine Vorbedeutung haben? Wie ich aber später erfuhr, hatte das gar keine Vorbedeutung, die Sache verhielt sich einfach so: Als ich mit Stepan im Walde sprach, hatten seine Kameraden alles vorbereitet und die Achse halb durchgehägt, bei den schlechten Wegen mußte sie dann bald ganz brechen. Man versuchte zwar den Schaden auszubessern, aber es ging nicht und so wurden dann einige ins Dorf nach einer neuen Achse geschickt. Unterdeß brach die Nacht herein, was thun, schlafen? Einer wurde als Wächter zu den Pferden gestellt, die andern legten sich zum Schlafen nieder. Ich zitterte vor Aufregung, mein Herz ahnte, daß Stepan kommen werde. Und er kam auch, aber schrecklich. Er kroch zu mir heran und befahl mir, ich solle in den Wald gehen, mich dort verstecken und warten. Ich ging. Plötzlich, oh heilige Mutter Gottes! hörte ich einen Schrei, dann noch einen und dabei wurde laut um Hilfe gerufen. Schnell verließ ich mein Versteck und lief was ich konnte dem Lagerplatze zu, aber es war zu spät, es war alles schon vorüber. Den Verwalter hatten sie lebend in die Wolga geworfen, einen der Leute mit Knütteln erschlagen; der andere, der Vater Dunjas, welcher bei den Pferden gestanden hatte, war auf Stepan's Seite übergetreten.

Und so zogen wir denn los wie die Räuber. Ich erinnere mich nicht mehr, wo wir überall hinkamen, und wie wir überhaupt am Leben blieben. Wir fristeten unser Leben mit den kärglichen Gaben armer, doch gutmütiger Bauern und, als der Winter herankam, fanden sich mitleidige Leute, die uns in ihren Scheunen Unterkunft gaben. Wenn ich da so recht fror, tröstete mich Stepan und sagte: „Warte, bis wir in den Kaukasus kommen, dort sind die Kosaken, die sind von unserem Blute und werden uns schon beschützen, wir werden dann selbst Kosaken! . . . Und wir kamen dann auch schließlich in den Kaukasus, wie, das weiß Gott allein! . . . So, sehen Sie, auf diese Weise bin ich Kosakin geworden! —

Resignation.

Eine Parabel von J. V. Widmann.

War ein Goldschmied aus Korinth vors Thor
gegangen.
Räuber hatten dort, aus thrakischem Geschlecht,
Den in seinen Traum verlornen Mann gefangen.
Zwanzig Jahre dient' er ihnen treu als Knecht.

Einen Berg wußt' er geheim voll Edelsteine,
Auch voll Perlen längs dem Meer ein Klippenthal.
Doch nur blinzeln durft' er nach dem fernen
Scheine;
Also war sein Wissen von den Schätzen Qual.

floß ein Strom vorüber auch zu seinen Füßen,
Gold im Sande führend, wie's der Goldschmied
braucht.
Aber nur des Wassers Fläche durft' er grüßen;
Hätt' in kühle Tiefen gern den Arm getaucht!

Eine Stimme raunt' ihm tröstend: „Die Rubine
Bleiben doch der Welt, es bleibt der Perlen Licht.“
Ja! — sprach er — und zwang den Mund zu
tapf'rer Miene.
Ja! sie leuchten, doch in meiner Fassung nicht!